

Heba Al-Wasity  
WEAVINGSHAW



HEBA AL-WASITY

# WEAVINGSHAW

Roman

Aus dem Englischen von  
Diana Bürgel

**FOREVER**

www.ullstein.de

Forever by Ullstein

ISBN 978-3-98978-005-7

2. Auflage 2026

© 2026 by Heba Al-Wasity

© der deutschsprachigen Ausgabe 2026 by

Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und  
Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an  
produktsicherheit@ullstein.de.

Gesetzt aus der Scala OT

Satz: Savage Types Media GbR, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

*Für Mays Al-Wasity Abbas*

*Vor allen anderen warst du  
die erste Leserin,  
die erste Lektorin  
und die Erste, die Weavingshaw nicht losgelassen hat.*



ERSTER THEIL

---

# DIE ABRECHNUNG



## DER SAINT DER STILLE

Sag mir, wie ich den Saint finden kann.«  
Eine geraume Weile starrte die alte Frau das Mädchen nur an, die Augen schmal, die schrumpeligen Lippen geschürzt. Ohne den Blick zu senken, nahm sie langsam einen Zug aus ihrer Pfeife. »Hast du ein Geständnis zu machen, Leena?«

Leena zog den Kopf ein, obwohl die ausgemergelte Gestalt der alten Frau keine Bedrohung für sie darstellte.

»Margery ...«, setzte sie an, hielt dann jedoch inne, als ihre Entschlossenheit ins Wanken geriet, »ich möchte ihm nur einen Besuch abstatten.«

Mit einer schnelleren Bewegung, als Leena es bei der Alten für möglich gehalten hätte, grub Margery ihr die Fingernägel in das weiche Fleisch des Unterarms.

»Niemand – und ich meine *niemand* – geht ohne Grund zum Saint«, zischte sie. »Hast du es auf ein paar Münzen abgesehen, Mädchen? Auf hübschen Tand?«

Ihr Griff war so fest, dass Leena blaue Flecken davon bekommen würde.

»Geh *nicht* zu ihm.«

Leena schwieg, da – nicht zum ersten Mal – etwas anderes ihre Aufmerksamkeit fesselte. Ihr Blick flackerte zu einer Stelle hinter Margerys Schulter, sie starrte eine Sekunde zu lange dorthin.

Als sich Margery umwandte, war da jedoch nichts außer der von der Wand abblätternen Tapete. »Was glotzt du so, Mädchen?«, verlangte Margery zu wissen.

Leena zuckte zusammen, dann schüttelte sie den Kopf.

Sie ließ den Blick durch das Innere von Margerys Haus schweifen, das direkt neben ihrem eigenen lag. All diese Bauten waren identisch, niedrige Reihenhäuser mit nur wenigen Fenstern und einem kaum funktionierenden Herd. Ihre einzige Wasserquelle stellte die Gemeinschaftspumpe im Freien dar.

Die alte Frau lebte hier schon so lange, wie Leena denken konnte. Als einzige Anwohnerin in dieser engen Siedlung dicht gedrängter Häuser war sie keine Geflüchtete aus Algaraa, sondern durch und durch morisch. Im Gegensatz zu Leena, deren Eltern vor über zwanzig Jahren vor dem Bürgerkrieg dort geflohen waren und sich dann mehr schlecht als recht in Morland niedergelassen hatten.

Leena glaubte nicht, dass Margery sich ein einziges Mal aus Golborne, Morlands Hauptstadt, hinausgewagt hatte. Dieser Tage kam sie ja nicht einmal mehr über die Grenzen ihres eigenen Hauses hinaus, da ihre geschwellenen Beine sie kaum noch über die Eingangsstufe trugen.

Obwohl die alte Frau in ihrer Mobilität so eingeschränkt war, wagte Leena nie, sie zu fragen, wie es ihr gelang, ihren Vorrat an Tar aufrechtzuerhalten.

Wann immer Leena an die Tür ihrer Nachbarin klopfte, bot sich ihr dasselbe Bild: Margery, die sich über eine Shisha beugte, die Augen rot vom süßlichen Tar-Rauch, während sie mit zitternden Händen auf den nächsten süchtig machenden Zug wartete.

»Rami geht es nicht gut. Er wird ...« Leena verstummte. »Ich muss den Saint sehen.«

»Dein Bruder?«

Es kostete Leenas gesamte Kraft, ihre Stimme ruhig zu halten, obwohl bei der bloßen Erwähnung der Krankheit schiereres Entsetzen durch ihren Körper glitt. »Er hat Straßenkehrerhusten.«

Margery zog die Hand zurück, ihre Fingernägel hinterließen halbmondförmige Abdrücke auf Leenas Haut. »Den hatte ich auch schon und habe es fast nicht überlebt.«

Leena wusste das, sonst hätte sie es nie gewagt, Margerys Haus zu betreten und ihr die Krankheit vielleicht mitzubringen. Straßenkehrerhusten bekam man nur ein einziges Mal und dann nicht wieder – wenn man überlebte. Baba hatte einmal erzählt, Leena habe ihn als kleines Mädchen in den Geflüchtetenlagern bekommen, und damals sei es ihr so schlecht gegangen, dass der Lageraufseher ihrer Mutter nahegelegt habe, schon einmal ein weißes Leichentuch zu nähen.

»Also, wie du siehst, mache ich mir nicht ohne Grund Sorgen.« Leena zupfte an einem losen Faden ihres Rocksaums herum. »Ich brauche den Saint der Stille.«

»Nein – nicht mal *das* ist Grund genug.« Margery schluckte schwer. »Was für Geheimnisse könnte ein Mädchen wie du schon haben? Der Saint der Stille akzeptiert keine Schulbank-Heimlichkeiten.«

Wieder flackerte Leenas Blick in das Nichts hinter Margerys Schulter.

»Hast du denn die Geschichten nicht gehört, die man sich über den Saint erzählt?«, fragte Margery weiter, und Leena versteifte sich.

Natürlich kannte sie die Gerüchte; jeder kannte sie. Er war der Erste seiner Art, der für Geheimnisse zahlte. Je beschämender das Geständnis, desto höher der Preis. Doch selbst die trivialsten Beichten brachten noch einen gewissen Gewinn ein. Also hatten die Stadtbewohner – und auch Leena – dies zuerst für einen Akt der Wohltätigkeit gehalten: ein weiterer sogenannter Menschenfreund, der in den Fabriken oder im Krieg im Ausland ein Vermögen gemacht und beschlossen hatte, etwas *zurückzugeben*. Ein Weltverbesserer, der vor acht Jahren plötzlich in dieser rußüberzogenen Stadt aufgetaucht war und genauso plötzlich wieder verschwinden würde.

Obwohl sein Name St. Silas lautete, wurde er oft nur der *Saint der Stille* genannt – ein Wortspiel mit einem Nachnamen, nach dem ältesten Heiligen des Landes, dessen mehr und mehr zerfallende Statuen immer noch vor Kathedralen und Friedhöfen zu finden waren. Ein Saint, der früher einmal Sünde gegen Segen eingetauscht hatte – damals, als Golborne noch nicht mehr als eine Siedlung gewesen war und keine gedeihende Metropole, erbaut auf Rauch und Gier.

Niemand betete noch zu den Saints. Die Leute brauchten keine Sakramente, sondern Brot. Aber wenn dieser neue Saint der Stille genau wie sein Namenspatron bereit war, Münzen für ein paar armselige Geheimnisse zu zahlen – *Was für ein Dummkopf!* –, warum sollte man ihn dann davon abhalten?

Rasch war jedoch offensichtlich geworden, dass es keine Wohltätigkeit war, die ihn antrieb. Und dass er ganz und gar kein Dummkopf war.

Gerüchte machten die Runde. Jene, die ihm gebeichtet hatten, waren verändert wieder zurückgekehrt, als hätten Verzweiflung und Entsetzen zwischen ihren Augen ein neues Zuhause geschaffen. Anderen – jenen, die nach St. Silas' Überzeugung bei ihrem Geständnis gelogen hatten – war die Zunge herausgeschnitten worden. Die Nächsten waren mit gebrochenen Rippen nach Hause gekommen. Oder mit einem über den Mund geritzten X, das das Lippenrot zerteilte: die blutige Narbe des Saints.

Einige waren überhaupt nicht zurückgekehrt.

Leena wusste das alles, doch ihr Herz war schon so voller Tod und Verlust, dass sie es einfach nicht ertragen könnte, ihren Bruder zu begraben. Sie wusste es, und sie hatte dennoch beschlossen, den Saint der Stille aufzusuchen.

Margery sah die Veränderung im Gesicht des Mädchens: das subtile Heben des Kinns, die Entschlossenheit, die ihre dunklen Brauen absenkte. Die alte Frau sprach leiser weiter: »Weißt du noch, was er Mr. Jamil angetan hat?«

Leenas Gedanken wandten sich dem Mann zu, der einmal ein

paar Türen weiter gewohnt hatte. Er war ebenfalls ein Geflüchteter gewesen, der Algraa etwa zur selben Zeit entkommen war wie Leenas Eltern.

Sie erinnerte sich an Babas Misstrauen Mr. Jamil gegenüber. In ihrem kleinen Viertel war es kein Geheimnis, dass Mr. Jamil in der Heimat ein Informant für die Polizei des Maliks gewesen war. Gerüchten zufolge hatte er seinen eigenen Neffen verraten, weil dieser illegale Pamphlete der Freiheitsbewegung versteckt hatte. Der Neffe war verhaftet worden, und als er ein paar Wochen später wiederauftauchte, hatte er unter der Folter bereits den Verstand verloren.

Leena hatte gehört, dass der Malik Mr. Jamil für seinen Akt der Loyalität ein geschlachtetes Schaf geschickt hatte – etwas ganz Besonderes, da der Hunger durchs Land fegte. Als in Algraa schließlich der Krieg ausbrach und die Freiheitsbewegung an die Macht kam, war Mr. Jamil nach Morland geflohen – aus Angst davor, von den Rebellen verhaftet und bestraft zu werden.

Baba, der immer schon ein Revolutionär gewesen war, hatte Rami und Leena ermahnt, sich von Mr. Jamil fernzuhalten, und erklärt, dass jene, die sich in ihrer eigenen Heimat gegen ihre Landsleute stellten, nicht zögern würden, dies auch in einem fremden Land zu tun.

Baba hatte sich nicht getäuscht.

Niemals würde Leena vergessen, wie Mr. Jamil ausgesehen hatte, nachdem er vor fast vier Jahren beim Saint der Stille gewesen war. Man fand ihn am Morgen, ein zusammengesacktes Häuflein auf der Eingangsstufe. Das X über seinem Mund glänzte vor Blut, sein gebrochener Körper wurde von Krämpfen geschüttelt. *Ich habe nicht gelogen*, schluchzte er, als ihn Baba und ein paar andere Männer ins Haus trugen. *Ich schwöre, dass ich den Saint nicht belogen habe*. Nicht lange danach griff er zur Flasche. Er trank sehr viel. Im Alkoholrausch gestand er Baba schließlich, dass er geglaubt hatte, es könne nicht schaden, wenn er dem Saint der Stille kleine Unwahrheiten über seine Nachbarn er-

zählte, um seinen nagenden Hunger zu stillen. Zu dieser Zeit hatte der Alkohol Mr. Jamils Bauch bereits aufgetrieben, und das Weiß seiner Augen hatte sich zu einem dunklen Gelb verfärbt.

Im nächsten Frühling war er tot gewesen.

»Ich weiß es noch«, sagte Leena ruhig, doch ihr Kopf pochte. »Warst du jemals beim Saint der Stille?«

Margery spielte mit der Shisha zwischen ihren Fingern. Schließlich nickte sie. »Aber für mich war es ein Akt der Erleichterung. Eine Abrechnung. Es hat sich angefühlt wie der Tod ...« Sie verstummte, und in ihre verschleierte Augen trat ein abwesender Ausdruck. »Danach sind die Albträume gekommen – *er hat mich nicht mal angerührt* –, aber allein das Geständnis ... als würde man ausgeweidet ... zum Verwesen liegen gelassen ...«

Die alte Frau nahm einen tiefen, verzweifelten Zug aus der Pfeife, und ihre Lider flatterten von der Wirkung der Droge. »Manche sagen, seine Mutter sei eine Dämonin.«

»Eine Dämonin?« Leena hob die Brauen. Mit Entstehen der ersten Fabriken war die Spiritualität in Morland verblasst, und übrig geblieben waren nur spärlich besetzte Kirchenbänke und geisterhafte Kathedralen, doch einige klammerten sich immer noch fest an ihren Glauben an die Saints, an Dämonen und Flüche.

Die Algaraaner fürchteten den Teufel unter anderen Namen. Leena war mit Geschichten über den Dschinn aufgewachsen, und sogar jetzt noch hingen in ihrem Zimmer alte Amulette in Form von Augen, um das Böse fernzuhalten.

Leenas Leben ließ ihr nicht viel Zeit, die sie auf Diskussionen über die Existenz von Dschinn, Dämonen oder auch Saints verschwenden könnte; sie wusste nur, dass keiner davon ihr je geholfen hatte zu überleben.

Ein schwacher Anflug von Humor schimmerte in Leenas Augen. »Ist er nun ein Saint oder ein Dämon? Beides auf einmal geht nicht.«

Margerys Mund wurde schmal. »Mach dich nicht über Dinge

lustig, von denen du nichts verstehst.« Mit zitternden Fingern zog sie eine Kette mit einem Amulett aus ihrem Unterhemd, während ihre Lippen murmelnd ein Gebet formten.

Leena erhaschte einen Blick auf die kleine Holzfigur einer Frau, die einen Olivenzweig in der Hand hielt. Sie konnte sich nicht daran erinnern, zu welchem der Saints diese Abbildung gehörte, doch so, wie Margery sie umklammerte, schien der Anhänger ihr einen gewissen Trost zu spenden.

Leena hatte Margery nie für religiös gehalten. Heutzutage glaubten immer weniger Menschen an die alten Überlieferungen. Trotzdem senkte sie den Kopf und entschuldigte sich dafür, dass sie ihre Nachbarin beleidigt hatte.

»Geh. Nicht. Zu. Ihm«, unterbrach Margery mit rauer Stimme ihre Entschuldigungen.

»Ich habe keine Wahl ...«

»Man hat immer eine Wahl. Wähle nicht falsch.«

Dieses Mal war es Leena, die den Arm der alten Frau packte, die papierdünne Haut fühlte sich zu zerbrechlich unter ihren Fingern an. »Ich werde ihn finden, mit oder ohne deine Hilfe. Also, erspar mir deine Moralpredigt und hilf mir. Ich darf nicht noch mehr Zeit verlieren.«

Eine ganze Weile musterte Margery Leena: ihre braunen algaraischen Züge, die markanten Brauen, die hohlen Wangen, die dunklen Augen, die kein einziges Gefühl verbergen konnten. »Dein Gesicht enthüllt zu viel«, murmelte sie, fast wie zu sich selbst. »Eine Lüge würde fremdartig bei dir wirken. Versuch es erst gar nicht.«

»Werde ich nicht.«

Die alte Frau hob eine zitternde Hand an ihre Stirn. »Du findest ihn in den Northern Quarters ...« In ihrer schmalen Brust rasselten die Gefühle, als sie Leena die genaue Wegbeschreibung nannte. Dann nahm sie einen weiteren Zug, und ein Hauch von Rosa erschien auf ihren faltigen Wangen, bevor sie mit schwacher Stimme sagte: »*Was man nicht in der Wiege lernt ...*«

»... das lernt man zu spät. Danke.«

Leena erhob sich, um zu gehen, doch die alte Frau hielt sie noch einmal zurück.

»Lüg ihn nicht an, Leena«, mahnte sie ein weiteres Mal.

Und wieder huschte Leenas Blick in die Zimmerecke.

Erneut drehte sich Margery um. *Nichts*.

»Mrs. Khalid von nebenan hat mir gesagt, du wärst verrückt, Mädchen.« Margery behielt sie scharf im Blick. »Du hast schon einmal eine vielversprechende Arbeit verloren wegen deiner ... *Exzentrizitäten*. Wie tief willst du noch sinken?«

Leena war einmal die Gesellschafterin einer wohlhabenden Dame gewesen, damals, als ihre Zukunft noch aussichtsreich gewirkt hatte. Diesem Leben war sie jedoch entflohen, nachdem sich ihre Umstände gewandelt hatten. Sie hatte erkannt, dass es ihr unmöglich war, ihre neuen, bizarren Eigenheiten zu unterdrücken. Wenn die Aristokraten ihr merkwürdiges Verhalten bemerkt hätten, wäre sie vielleicht in der Irrenanstalt gelandet.

Nun war sie keine hochgeschätzte Gesellschafterin mehr, sondern das Lieblingsgerücht der alten Frauen, die Schande der ganzen Straße, eine Warnung an alle Eltern aus Algaara – vor den Gefahren, die es brachte, wenn man ein Mädchen zu gut ausbildete.

Leenas Blick loderte auf. »Bis ich nicht noch tiefer sinken kann.«

Leena kannte die Stadt wie ihre Westentasche, sogar im Zwielicht.

Nachdem sie Baba fortgebracht hatten, war sie ständig durch diese Straßen gestreift, auf der Suche nach Arbeit oder nach Rami. Oft hatte sie ihren Bruder in den schattigen Ecken gefunden, in denen sich auch die Black Coats herumtrieben. An drei von ihnen kam sie nun vorbei, vor den Stufen eines bekannten Bordells, wo sie um eine Frau mit müden Augen und rot ge-

schminkten Lippen herumschlichen und importierte Zigaretten aus Algaraa rauchten.

Sobald die Black Coats sie erblickten, verstummten sie und sahen Leena nach, die versuchte, so schnell wie möglich an ihnen vorbeizuhuschen. Rami hatte ihr einmal erzählt, jeder der Black Coats würde ein Messer im Ärmel verstecken, also hielt sie den Kopf gesenkt, um keine Aufmerksamkeit zu erregen.

Trotzdem erkannte sie einer von ihnen, vermutlich weil sie so oft aufgetaucht war, um ihren Bruder zurück nach Hause zu schleifen, meistens am Kragen, während sie einander anbrüllten.

»Geht's deinem Bruder gut?«, rief ihr der Black Coat zu, der ganz links stand, ein großer Junge mit Sommersprossen, der sich die Mütze tief über die Ohren gezogen hatte. »Hab ihn länger nicht gesehen.«

Leena antwortete nicht und ging schneller, obwohl sie davon Seitenstechen bekam.

Der Junge ließ nicht nach, und nun schlich sich ein höhnischer Unterton in seine Stimme. »Einen Kampf hat er schon verpasst. Mr. Orley wird es gar nicht gefallen, wenn er noch einen auslässt.«

Sie fühlte seinen bohrenden Blick auf sich.

»Vielleicht nimmt der Boss dann stattdessen dich als Bezahlung. Der Glückliche.«

Leena schluckte und ging so schnell, dass sie fast schon rannte, um das Gelächter der Black Coats hinter sich zu lassen. Sie blieb erst stehen, als sie die kleine verlassene Kirche erreichte, die sich am Rand des New Algaraa District erhob.

Unter einem zerbrochenen Buntglasfenster holte sie ein paar-mal tief Luft, umgeben von den Statuen der fünf Saints, deren steinerne Körper von verschmierter Schrift verunstaltet worden waren: *Die Saints sehen uns nicht.*

Die Drohung der Black Coats lastete ihr schwer auf den Schultern. Sie hatte Rami angefleht, nicht für die Gang zu kämpfen,

da sie wusste, dass die Münzen, die er dabei verdiente, niemals ihre Sicherheit garantieren würden. Aber wie immer hatte ihr Bruder nicht auf sie gehört.

Obwohl ihre Gelenke schmerzten, zwang sie sich dazu, weiterzugehen, nun noch verzweifelter und entschlossener, eine Medizin für ihn herauszuhandeln.

Während sie sich ihren Weg durch den klaustrophobischen Stadtteil mit den schiefen Ziegeldächern und den Kopfsteinpflasterstraßen bahnte, musste sie zweimal anhalten, um wieder zu Atem zu kommen, frustriert wegen der Bedürfnisse ihres eigenen Körpers. Sie war froh über die Dunkelheit der Nacht, weil diese die Hässlichkeit von Newtorn Prison, dem Gefängnis, vor ihr verbarg. Dieses Unheil verkündende Gebäude schien sie anzustarren, wo auch immer sie hinging. Sie hatte kein Geld, um sich eine Droschke zu mieten, und nicht zum ersten Mal ärgerte sich Leena stumm darüber, dass ihr Haus dort stand, wo es eben stand. Der New Algraa District grenzte an die Docks und den Alten Markt, was nicht nur bedeutete, dass man dort einer ständigen Kakophonie aus Lärm und dem Gesang der Betrunknen ausgesetzt war, sondern auch, dass man am weitesten vom Mittelklassereichtum der Northern Quarters entfernt wohnte, wo sich Mr. St. Silas' Geschäft befand.

Sie brauchte Stunden, um ihr Ziel zu erreichen.

In den Northern Quarters waren die Stadthäuser viel respektabler und umgeben von schwarz gestrichenen Zäunen und dichten Rosenhecken. Jedes der dreistöckigen Gebäude strahlte einen Hauch von Luxus aus. Leena wusste, dass die Aristokraten nicht hier lebten, sondern im viel eleganteren Maybury District, allerdings bauten viele Kaufleute aus der Mittelschicht ihre Häuser hier, um die Architektur der Adelskreise nachzuahmen. Für Leena war es verwirrend, einen so alten Stil auf eine so moderne Art nachgebaut zu sehen.

Der Distrikt mochte bei Tag durchaus charmant sein, doch nachts warfen die Straßenlaternen riesige Schatten auf die saube-

ren Straßen und erschufen verstörende Formen und Gesichter. Mehr als einmal blieb Leena abrupt stehen, kalten Schweiß auf der Stirn, nur um festzustellen, dass sie einen Baum oder einen Briefkasten anstarrte.

Als sie endlich das Geschäft des Saints erreichte, galoppierte ihr Herz in ihrer Brust.

Es war ein überraschend diskretes Gebäude – zu sauber für eine so schmutzige Angelegenheit. Die Häuser zu beiden Seiten standen leer, und vor jedem hing im Wind schaukelnd und knarrend ein Schild mit der Aufschrift: *Zu vermieten*. Vulgäre Werbeplakate gab es hier nicht, die Treppen vor dem Eingang waren gefegt, die Tür wirkte frisch gestrichen. Davor hing ein einziges ordentliches Schild, auf dem *Mr. St. Silas, Inquisitor* stand.

Leena schluckte, ihre Kehle war ausgetrocknet.

Inquisitor ... *Er kann Lügen schmecken.*

Sie klopfte an die Tür.

Niemand öffnete.

Sie versuchte es weiter, bis ihre Knöchel pochten. Dann rüttelte sie am Türknauf.

Das Geschäft war geschlossen.

Natürlich war es das so spät am Abend. Wie hatte sie nur so dumm sein können? Sie war zu spät gekommen. Die Angst hatte sie zögern lassen. Und nun würde diese Angst das Todesurteil für ihren Bruder unterzeichnen.

*Nein.* Ihr Blick huschte durch die leere Straße. Dann rief sie: »Ihr habt mir alles genommen. Gebt mir etwas zurück. Führt mich zum Saint der Stille.«

Nichts regte sich.

»Bitte«, flüsterte Leena.

Dann neigte sie den Kopf, als hätte sie den Anflug einer Bewegung erhascht, auch wenn jeder, der in diesem Moment aus dem Fenster blickte, nur eine junge Frau sehen würde, die ganz allein dort stand.

Sie ging wieder los, zur Rückseite des Gebäudes. Dort ent-

deckte sie ein Haus, das an den rückwärtigen Teil des Geschäfts angebaut war. Es verfügte über Stallungen, einen kleinen steinernen Innenhof und war umschlossen von elegant in Form geschnittenen Bäumen.

Wieder klopfte Leena, dieses Mal an die Hintertür, obwohl ihre Knöchel schon so sehr schmerzten, dass sie das Gesicht verzog.

Nach einer Minute angespannten Wartens öffnete sich *tatsächlich* die Tür.

Auf der Schwelle stand eine Frau in einer makellos gebügelten Schürze über einem schlichten schwarzen Kleid. Die Kerze in ihrer Hand flackerte und tauchte ihre harschen Gesichtszüge in unruhiges Licht. Leena wich einen Schritt zurück. *Diese Augen*. Einen Moment lang hätte sie schwören können, dass die schwarzen Iriden das Weiß vollkommen schluckten.

Leena versuchte, ihre panischen Gedanken zu beruhigen. Sie war nicht verrückt. Die Augen der Frau waren ganz normal, es war nur eine Täuschung der Schatten.

»Ich bin hier, um den Saint zu treffen«, erklärte Leena selbstbewusster, als sie sich fühlte.

Die Stimme der Frau klang vollkommen emotionslos. »In welcher Angelegenheit?«

»Ich habe ein Geheimnis, das ich mit ihm teilen möchte«, antwortete sie, noch lauter dieses Mal.

»Der Master ist nicht zu sprechen.« Die Frau wich zurück, um die Tür zu schließen. »Kommen Sie während der Geschäftszeiten wieder.«

Rasch schob Leena die Schulter in den engen Spalt. »Er wird es Ihnen nicht verzeihen, wenn Sie mich wegschicken.«

Leena wusste, wie vermessen diese Behauptung war – besonders von einem so schwächtigen Mädchen. Ihr Schultertuch war zu zerschlissen für den kalten Herbst, und in ihrem Leinenrock prangte ein Brandloch, weil sie an diesem Morgen zu nah am Feuer gestanden hatte. Trotzdem schien die Frau sie nachdenklich zu mustern. Da war die begierige Hoffnung, die Leena offen

ins Gesicht geschrieben stand. Und nach einem Moment des Zögerns wies die Frau sie an, ihr zu folgen.

Leena versuchte, ihren rauen Atem zu beruhigen, während sie der anderen durch einen langen Gang mit glänzendem Holzboden nacheilte. Sämtliche Wandleuchten brannten, als sollte hier eine Feier stattfinden. St. Silas musste wirklich genug Geld haben, wenn er es einfach so verfeuern konnte.

Vor einer geschlossenen Tür blieb die Frau stehen. »Ihr Name, Madam?«

»Leena Al-Sayer.«

Die Frau verschwand in dem Raum hinter der Tür, um sie anzukündigen. Leena hörte gedämpfte Worte, gefolgt von einer harschen Zurechtweisung. Leena wusste, noch bevor man es ihr sagen musste, dass man sie wieder auf die Straße werfen würde.

Verzweiflung schnürte ihr die Kehle zu. Ohne nachzudenken, stieß sie die Tür auf, schob sich an der Frau vorbei und fiel stolpernd zu Boden. Eine Hand riss sie nach hinten, das Dienstmädchen hatte ihre Schultern gepackt. Sie rangen miteinander. Leena war sich nicht zu schade dafür, sich mit ihrem gesamten Gewicht nach vorn zu werfen, um diese unheimliche Frau von sich zu schleudern und sich zu befreien.

Worte sprudelten aus ihrem Mund. »Wenn Sie mich nicht anhören, werden Sie es bereuen, Sir. Mein Geheimnis ist – *lassen!* – etwas, das Sie nie wieder hören werden ...«

Ein knappes Nicken unterbrach ihre Rangelei, und die Hände der Frau gaben sie frei.

Leena eilte in den hinteren Teil des Raumes, zur Rückseite eines Sessels, und klammerte sich an einem der vielen Regale fest, die sich an den Wänden aneinanderreiheten, aber das wäre gar nicht nötig gewesen. Die Frau war bereits gegangen.

Sie war mit dem Saint der Stille allein.

Schwarze Schleier zogen sich aus ihrem Sichtfeld zurück, und sie brauchte einen Moment, um sich zu fassen. Ihre Zähne klaperten.

*Warum ist es so kalt in diesem Zimmer?*

Im Kamin loderte ein Feuer, das aber nichts gegen die Kälte ausrichten konnte.

Sie wappnete sich und drehte sich endlich zu ihm um – zu Mr. St. Silas.

Erstaunt stellte sie fest, dass er jung war, vielleicht nur drei oder vier Jahre älter als sie. Nach all den Gerüchten, die ihr in den vergangenen acht Jahren über ihn zu Ohren gekommen waren, hatte sie ein Monster mit scharfen Reißzähnen erwartet. Ein Ungeheuer in einem tadellosen Anzug. Vage wurde ihr bewusst, dass er schön war – eine weitere Überraschung. Aber es war keine tröstliche Schönheit. Alles an ihm rief eine quälende Unruhe hervor. Er schüchterte Leena auf den ersten Blick ein. Sogar seine schwerlidrigen Augen, deren Blick arrogant und hart wirkte, schienen eine scharfe Wachsamkeit zu bergen.

Reglos saß er hinter einem Eichenholzschreibtisch, eine eindrucksvolle Gestalt mit dunklem Haar und einem grimmigen Mund, einen Aktenordner in seinen behandschuhten Fingern. Das Einzige, was nicht ganz tadellos wirkte, war die gelockerte Krawatte um seinen Hals. Abgesehen davon war er vollendet elegant gekleidet.

»In welcher Angelegenheit werde ich mitten in der Nacht gestört?« Sein Tonfall klang unbeschwert, fast jovial – was den gewünschten Effekt hatte und Leena bis ins Mark ängstigte.

Er war nicht aufgestanden, als sie den Raum betreten hatte, wie es in Morland Sitte war, und er bot ihr auch nicht an, sich zu setzen. Stattdessen musterte er sie nachdenklich und trommelte mit dem Daumen einen Rhythmus auf eine Taschenuhr, die an seiner Brust befestigt war. Die Stille dehnte sich aus, aber das schien ihn nicht zu stören.

»Ich habe ein Geheimnis«, wiederholte Leena, als sie das Schweigen nicht mehr länger ertrug.

»Haben wir das nicht alle?«

Frustriert antwortete sie: »Ich habe ein Geheimnis zu verkaufen.«

»Ah.« Er hob leicht die Augenbrauen.

Als er jedoch nicht fortfuhr, kam ihr ein schrecklicher Gedanke.

»Sie sind doch der Mr. St. Silas, der mit Geheimnissen handelt?«, fragte sie.

»Ich bin dieser St. Silas, aber ich begreife durchaus nicht, warum Sie der Meinung sind, Ihr Geheimnis könnte von Interesse für mich sein – besonders zu dieser Stunde.« Seine Stimme klang geschliffen, sein Akzent kultiviert.

Sie fragte sich, ob er wohl einen Sprachlehrer eingestellt hatte, denn wie sonst war es möglich, dass sich ein einfacher Kaufmann so gewählt ausdrückte? Die Kaufleute, mit denen sie bisher in Kontakt gekommen war, hatten allesamt mit demselben Akzent gesprochen wie auch Leena, und oft waren sie in einem ganz ähnlichen Viertel aufgewachsen, bevor sie sich dort hinausgekämpft hatten und zu Geld gekommen waren.

»Ich konnte nicht bis morgen früh warten. Meinem Bruder geht es nicht gut. Er hat Straßenkehrerhusten, und ich habe gehört, Sie könnten die unmöglichsten Wünsche erfüllen, für den Preis eines Geheimnisses. Ich kann mir die Medizin nicht leisten ...«

»Es *gibt* günstigere Alternativen.«

»Damit habe ich es schon probiert, aber er stirbt trotzdem«, gab sie schonungslos zurück, ohne ihn aus dem Blick zu lassen.

»Mein Vater hat mir vor ein paar Jahren verboten, zu Ihnen zu gehen ...«

»Guter Mann.«

»... und ich hätte mein Geheimnis niemals für etwas Geringeres verkauft«, schwor sie mit mehr Nachdruck, als sie wirklich empfand. »Mein Geheimnis ist mächtig.«

Wieder wirbelten dunkle Punkte durch ihr Sichtfeld, und sie schloss die Augen, um den plötzlichen Schwindel abzuwehren.

Als sie die Lider wieder hob, sah sie, dass St. Silas in seinem rhythmischen Klopfen innegehalten hatte und sie stattdessen intensiv musterte.

»Ein Leben ist ein großer Preis«, sagte er nach einer längeren Pause. Dann zog er ein leeres Blatt Papier hervor und begann zu schreiben. Sobald er fertig war, schob er ihr das Papier zu, und trotz des schrecklichen Schwindels ging Leena mit gleichmäßigen Schritten darauf zu, um zu lesen, was dort stand.

*Mr. Bram St. Silas wird Miss Leena Al-Sayer für den Erwerb ihres Geheimnisses eine Dosis Medizin zur Verfügung stellen, wenn Mr. St. Silas das Geheimnis nach eingehender Prüfung für korrekt wiedergegeben und des Preises wert erachtet. Miss Al-Sayer bestätigt hiermit ihre Zustimmung, in dem Wissen, dass ein solches Geständnis emotionalen Aufruhr hervorrufen kann. Jede Unwahrheit, die sie während des Geständnisses äußert, wird bestraft.*

Leena dachte an herausgerissene Zungen, an eine ewige Narbe, die ihr in die Lippen geschnitten und sie vor der ganzen Welt zur Lügnerin erklären würde. An die immer noch gefrorene Erde, in die sie Mr. Jamil hinabgelassen hatten.

Nein. Sie würde sich nicht ablenken lassen.

»Könnten Sie das bitte genauer formulieren?«, bat sie. »Mr. St. Silas wird Miss Al-Sayer eine Dosis Trimexicillin zur Verfügung stellen.«

Er maß sie mit einem einzigen Blick, bevor er den Vertrag änderte.

»Trimexicillin ist teuer«, sagte er, dann drehte er ihr das Blatt zu. Die Frau – dieselbe, die vorhin versucht hatte, Leena aus dem Zimmer zu zerren – wurde hereingerufen, um als Zeugin zu unterschreiben. Sie wurde ihr als die Haushälterin vorgestellt, doch wieder hatte Leena das unbehagliche Gefühl, dass irgendetwas mit ihr nicht stimmte.

Alle drei unterschrieben den Vertrag, und sobald dies erledigt

war, verließ die Haushälterin den Raum wieder, und ihre Schritte verklangen im Labyrinth der Gänge.

Leena starrte auf ihren eigenen Namen hinab, und eine un- gute Vorahnung drang ihr bis in die Knochen. St. Silas wartete, sein Schweigen lastete schwer auf ihr.

Die Zeit war gekommen – eine Enthüllung, eine *Abrechnung*.

Das Geheimnis brannte in Leenas Kehle. Sie hatte es so lange so fest in ihrer Brust gehalten, und jeden Tag hatte sich die Schande weiter ausgedehnt, bis es ihr nun so vorkam, als müsste sie sich selbst von innen nach außen wenden, um es enthüllen zu können.

Was würde der Saint der Stille mit ihrem Geständnis anfangen? Würde er ihr glauben? Dieses Geheimnis war alles, was Leena auf der Welt hatte, ihre einzige Währung. Wenn es fort war, würde sie mit leeren Händen dastehen.

Mochte es ihr nur gelingen, ihre Stimme ruhig zu halten, dann würde der Saint vielleicht nicht merken, wie sehr es ihr zusetzte. Aber er betrachtete sie. Er betrachtete sie so gelassen.

»Mr. St. Silas, ich bin ... ich kann ...« Wieder bemerkte sie die Punkte, die in ihr Sichtfeld hinein- und wieder heraustrieben. Sie räusperte sich, und ihre Gedanken rasten wild.

Vielleicht würde er sie für verrückt halten. Alle anderen taten das schließlich auch. In stummer Qual sah sie ihn an. Kalt und völlig ungerührt von ihrem inneren Tumult erwiderte er ihren Blick.

Sie konnte nichts anderes mehr tun, als diese Tür aufzustoßen und das Unvorstellbare zu enthüllen. Sie straffte die Schultern und stellte sich trotzig seinem Blick. »Manche von denen, die sterben – normalerweise die Ruhelosen oder die Wütenden –, verharren als Geister in unserer Welt: unsichtbare Wesen, die nach dem Tod über die Erde streifen. Ich kann sie sehen.«

## NEWTORN PRISON

Leena wartete auf eine Reaktion, einen Ausruf, ein angewidertes Schaudern, doch es folgte nur ungebrochenes Schweigen. Ihre Nerven flatterten, und rasch füllte sie die Stille: »Ich wurde nicht so geboren. Erst vor drei Jahren habe ich angefangen, die Toten zu sehen – nach meinem siebzehnten Geburtstag. Ich wünschte, ich wüsste, warum sie auf einmal sichtbar für mich geworden sind, aber so war es, und ich kann sie weder aufhalten noch kontrollieren.«

Er betrachtete sie weiter mit seinem dunklen Blick. »Ah.«

Dass er nicht antwortete, bewirkte, dass ihr die ohnehin schon strapazierten Nerven durchgingen. »Gesundheit, Sir. Oder war das etwa kein Niesen?«

»Wohl kaum, Madam, es war ein Ausdruck des Zweifels.«

»Zweifel ...«, wiederholte sie langsam. Sie hatte diese Reaktion erwartet, aber sie konnte nichts gegen die plötzliche Angst tun, die sich brüllend in ihrer Brust erhob.

»Die Toten leben nach dem Tod nicht weiter.«

»Da sind Ihre Ansichten aber äußerst beschränkt, Sir.«

Seine Augen weiteten sich, und er stieß ein überraschtes, halbherziges Lachen aus.

Eigentlich hatte sie keinen Scherz machen, sondern ihn dazu auffordern wollen, seine Vorstellungskraft zu erweitern, doch die

Worte waren ihr entwichen, bevor sie eine passendere Formulierung hatte finden können.

Kurz darauf fuhr er fort, und jede Spur des Lachens war ihm wie vom Gesicht gewischt. »Sie müssen verstehen, Miss Al-Sayer, dass mir Lügen in meinem Tätigkeitsfeld oft unterkommen. Auch eine Lüge aus einem edlen Grund ist immer noch eine Lüge – und es liegt nicht in meiner Natur, Lügner allzu nachsichtig zu beurteilen.«

Ihr sank das Herz. »Ich versichere Ihnen, dass ich nicht lüge.«

»Aber wie wollen Sie das beweisen?«, fragte er und ließ seine Zähne aufblitzen. »Ich möchte Ihnen wirklich gern in Ihrer Situation helfen, und ich wünsche Ihrem geliebten Bruder eine rasche Genesung«, fügte er wie einen Nachgedanken hinzu, bevor er die Stimme gefährlich senkte, »aber ich werde mich nicht hereinlegen lassen.«

»Was soll ich tun?«

Er beugte sich vor. Ein merkwürdiger Hunger verzog seine Züge und vertrieb jeden Rest falschen Mitleids. »Können Sie in diesem Moment eine Erscheinung sehen?«

Leena musterte jeden Winkel des kleinen Raums und ließ den Blick über die zahllosen Bücher schweifen, die sich auf hohen Regalbrettern stapelten, bis zu dem Kamin, in dem ein kräftiges Feuer brannte. *Warum ist es immer noch so kalt im Zimmer?* Sie schaute sogar hinter den Sessel.

Nur die Lebenden waren noch hier. Der Geist, der sie hergeführt hatte – ein in Weiß gekleideter Junge, dessen Schläfe von einem Stein zertrümmert worden war –, hatte flackernd auf den Stufen von St. Silas' Geschäft gestanden, und sie hatte ihn angefleht, sie zum Saint zu bringen. Doch er war in dem Moment verschwunden, in dem sie die Schwelle überschritten hatte. Sie spürte, dass die Toten den Saint der Stille nicht mochten.

Konnte sie in dieser Sache lügen? Doch da fiel ihr Margerys Warnung wieder ein, und sie widerstand der Versuchung.

Schließlich wisperte sie: »Nein.«

»Wie praktisch. Ganz zufällig ist Ihr Geheimnis eines, das sich nicht beweisen lässt.« In seinen lockeren Tonfall mischte sich nun eine Spur von Ärger.

Sie hob eine Hand an die Stirn, und St. Silas' Blick folgte der Bewegung. Seine Augenbrauen hoben sich, als hätte er darin etwas wiedererkannt, und ein seltsam kalter Ausdruck huschte über seine Züge.

Sie sollte lieber fliehen, bevor er sie packte, bevor sein Messer durch ihre Haut schnitt, das Gewebe aufschlitzte und die Gefäße zerriss, um sie für immer zu brandmarken.

Doch Leena blieb, wo sie war.

»Ich weiß nicht, warum Sie Geheimnisse sammeln, Mr. St. Silas, oder wonach Sie suchen. Aber würden Sie darauf verzichten, wenn auch nur die kleinste Chance bestünde, dass es wahr wäre?«

Pause. Er sah ihr in die Augen. Sie senkte den Blick nicht.

»Sie *sind* klug.« Er wägte seine nächsten Worte sorgfältig ab. »Ich werde Ihnen die Gelegenheit geben, die Wahrheit Ihrer Behauptung zu beweisen. Sind Sie damit einverstanden?«

»Ich bin mit allem einverstanden.«

»Folgen Sie mir.« Er stand auf und verließ den Raum mit langen Schritten, während er befahl, seine Kutsche solle sofort zur Abfahrt bereit gemacht werden.

Leena ließ sich aus dem Arbeitszimmer und wieder den hellen Korridor entlangführen, zurück zum steinernen Hof draußen. Dort wartete eine gut gefederte Kutsche auf sie, hervorragend gearbeitet, aber unauffällig. Zwei große Graue waren bereits angeschirrt. St. Silas gab dem Kutscher einen Befehl, allerdings so leise, dass Leena ihn nicht verstand, bevor er sich auf den Platz ihr gegenüber setzte.

Leena drückte sich so tief in die Ecke, wie es nur ging, um ihn auf keinen Fall versehentlich zu berühren, was aber nicht leicht war. Seine schlanke Gestalt streckte sich mit Leichtigkeit über

den Platz zwischen den Sitzen, und seine langen Beine schienen die halbe Kabine einzunehmen.

Ihre Verfassung stand im direkten Kontrast zu seiner. Während Leenas Muskeln angespannt waren, wirkte St. Silas äußerst unbefangen. Sie fragte sich, ob er es genoss, anderen eine so starke Reaktion zu entlocken. Ob er es genoss, über eine solche Macht zu verfügen.

Sie hörte das Klatschen der Fahrleinen, und die Kutsche setzte sich in Bewegung und wurde schneller, während sie durch die Gassen auf die Hauptverkehrsstraße zufuhren.

»Erzählen Sie mir von dem, den Sie retten wollen«, murmelte St. Silas.

Die Laterne in der Kutschkabine erleuchtete Leenas Gesicht, St. Silas blieb jedoch weiterhin in Schatten gehüllt. Vielleicht hatte er ihr aus diesem Grund genau jenen Platz zugewiesen: damit er sie betrachten konnte, während er selbst im Dunkeln blieb. Sie konnte nur seine Stimme hören, so glatt und scharf, dass man nicht merken würde, wenn man sich daran schnitt, ehe das Blut die Kleidung befleckte.

»Mein Bruder Rami, ich bin zwei Jahre älter als er«, antwortete Leena langsam. Sie wollte nicht fortfahren. Was Gefühle betraf, war sie schon immer verschlossen gewesen, und nun fürchtete sie, zu viel zu enthüllen.

»Rami Al-Sayer?« St. Silas beugte sich vor. »Der Schwertkämpfer der Black Coats?«

»Rami ist kein Black Coat«, gab Leena knapp zurück. Es gefiel ihr nicht, wenn andere ihren Bruder für ein Mitglied der Gang hielten. »Er nimmt nur an ihren Duellen teil.«

St. Silas zog die Brauen hoch. »Ich habe ihn kämpfen sehen. Er hat Talent. Wie hat er den Arm verloren?«

Leena hasste diese Frage, die Rami auf ein einziges schmerzliches Erlebnis reduzierte, auf den einen tragischen Moment. »Bei einem Reitunfall, als er vierzehn war. Aber er kämpft jetzt besser, als er es damals je gekonnt hätte.«

Vielleicht spürte er ihre Verärgerung, jedenfalls fragte er nicht weiter. Stattdessen lehnte er sich zurück und ließ den Kopf gegen den Sitz sinken. Eine Straßenlaterne warf ein plötzliches grelles Licht auf sein Gesicht, und sie erkannte, dass St. Silas' Blick kalt und aufmerksam war, fast katzenhaft. Dann verschluckten ihn die Schatten wieder.

Im Kontrast dazu klangen seine nächsten Worte wie in Honig getaucht. »Sie versuchen, ihn zu retten, Sie sind sogar so weit gegangen, mich aufzusuchen. Ich bin es gewohnt, um Grausamkeiten gebeten zu werden, aber Ihr Grund ist ehrenhaft.« Aus schmalen Augen spähte sie in die Dunkelheit, konnte sein Gesicht jedoch immer noch nicht erkennen. »Das Mindeste, was ich tun kann, ist, dies zu bewundern. Nur sehr wenige kommen aus Güte zu mir.«

Ein Mann wie St. Silas bewunderte Güte nicht, er manipulierte sie.

»Danke, Sir«, gab sie fast etwas verstockt zurück. »Aber ich bin nicht empfänglich für Schmeicheleien.«

Er lachte, und seine Zähne blitzten weiß auf. »In dieser Eigenschaft unterscheiden wir uns grundlegend. Ich bin *nur* empfänglich für Schmeicheleien.«

Obwohl die kalte Jahreszeit erst begann, hing bereits dichter Nebel über den gepflasterten Straßen und verbarg die Unglücklichen, die Schäbigkeit der Geschäfte, die zerfallenden Gebäude, als wollte er die Schande der Stadt verschleiern.

Sie kamen an einer unheimlichen Kathedrale vorbei. Eine einzige brennende Kerze schien durch das Buntglasfenster und illuminierte die steinernen Gesichter der fünf wichtigsten Saints – und auch ein paar der weniger wichtigen –, die man in die Fassade gemeißelt hatte. Von den Traufen blickten Wasserspeier und gebannte Dämonen knurrend auf die Straße hinab. Obwohl Leena nicht morisch war und kaum einmal einen Fuß in eine Kirche gesetzt hatte, erkannte sie trotzdem ein paar der Heiligen.

Die Saint der Heilung, dargestellt als stattliche Frau, die ein

schwarzes Herz in den Händen hielt. Der Saint der Narren, ein untergeordneter Heiliger, den Leena nie vergessen würde, weil sie das groteske Grinsen, das sich über sein Gesicht spannte, als kleines Mädchen immer erschreckt hatte. Das größte Idol, gemeißelt in das Zentrum der Kathedrale, war der Saint der Stille.

Leenas Blick ruhte auf der Statue. Auf dem Gesicht, weder jung noch alt, auf dem mit hauchzartem Stoff verhüllten Mund – ein Zeichen seiner Hingabe an das Schweigen. Sein Gesicht mochte gütig sein, doch das seines Namensvetters – des Mannes, der ihr gegenüber saß – war kälter als Stein.

Die Kutsche bog ab und fuhr immer tiefer in die gewundenen Gassen Golbornes hinein, das gleichmäßige Klappern der Hufe durchbrach die seltsame Stille der Nacht. Allmählich wichen die Northern Quarters den dicht gedrängt stehenden schmalen Häusern, in denen die Vorhänge immer zugezogen blieben, um wenigstens den Anschein von Privatsphäre zu erwecken. Doch aus eigener Erfahrung wusste Leena, dass Privatsphäre einen Luxus darstellte, der nicht für diesen Teil der Stadt bestimmt war. Nicht, wenn die papierdünnen Wände jeden im Flüsterton ausgefochten Streit verrieten; nicht, wenn auf den billigen Böden jeder Schritt nachhallte, jedes laute Lachen, jede zuknallende Tür. In dieser Stadt blieb nur der eigene Herzschmerz ungehört – es sei denn, jemand profitierte davon.

Wieder warf sie einen Seitenblick auf den Saint der Stille, den Kaufmann des Elends, doch dieser schaute aufmerksam aus dem Fenster.

»Wir sind da«, sagte er schließlich gelassen.

Nun schaute Leena ebenfalls hinaus, und ihr stockte der Atem. Vor ihnen erhob sich drohend Newtorn Prison.

Es war ein grässliches, verunstaltetes Gebäude, seine vielen Türme erinnerten an krumme Finger. Wie oft hatte sie schon vor den Eisentoren gestanden und die Wachen angefleht, ihrem Vater ein Päckchen zu überbringen. Wie oft war sie schon abgewiesen worden.

Das Gefängnis befand sich im Zentrum der Stadt. Jede Straße, jede Seitengasse, jeder Pfad führte darauf zu. Es war das Herz, um das herum Golborne erbaut worden war, von dem sich die Stadt ernährte, von dem sie profitierte. Newtorn Prison war das größte Gefängnis der Welt, und sogar politische Gefangene aus anderen Ländern wurden gegen eine Gebühr hier festgehalten. Ein Riese, der die Jugend der ganzen Stadt zu verschlingen schien. Die Hälfte der Jungen, mit denen Leena aufgewachsen war – *die mutterlosen Jungen, die Geflüchteten, die ewig Hungrigen* –, lebten nun auf der anderen Seite der Mauern. Genau wie Leenas Vater.

»Sie bauen noch einen weiteren Turm«, stellte St. Silas bei läufig fest und deutete auf einige Backsteinhaufen und Gerüste, die bis zum nächsten Morgen verwaist zurückgelassen worden waren.

»Haben Sie gewusst, dass Newtorn Prison nie fertig werden wird?«, flüsterte Leena. Ihr Herz bebte in ihrer Brust, und der Anblick der Türme sandte Schockwellen durch ihren Körper. »Es ist sogar noch größer als König Edmunds Palast. Ständig fügen sie weitere Zellen hinzu, mehr Gebäudeteile, mehr verriegelte Tore.«

Er hob die Brauen, denn ihm schien der tiefe Schmerz unter ihren Worten nicht zu entgehen.

Vor dem breiten Eisenzaun wurde die Kutsche langsamer. Mondlicht erhellte die Straße. Der Kutscher stieg als Erster aus, und nach einem kurzen Gespräch mit dem Aufseher schwang das Tor auf, und sie fuhren ratternd weiter. Schweigend registrierte sie das völlige Fehlen jeden Grüns im Innenhof. Alles war grau: graue Steine, graue Türme, graue Säulen. Sie fragte sich, ob Baba die Pflanzen vermisste, die immer noch auf dem Fensterbrett in ihrem Haus gediehen.

Als sie schließlich vor dem stählernen Eingangstor hielten, wartete bereits ein Mann auf sie, dünn, mit hohlen Wangen und aschfahlem Gesicht. Angefüllt mit nervöser Energie rieb er sich

die Hände, als sie sich näherten. Sofort trat er ans Fenster und hob eine Laterne, um hineinspähen zu können.

»Mr. St. Silas, welche Ehre«, keuchte der Mann, und sein Blick huschte von St. Silas zu Leena. »Wenn ich früher gewusst hätte, dass Sie kommen, dann hätte ich Vorbereitungen getroffen ...«

St. Silas hob träge eine Hand, um die hastig hervorgebrachten Versicherungen zu unterbrechen. »Nicht nötig, Warden. Ich bin hier, um mit Colson zu sprechen.«

Dem Warden klappte der Mund auf. »Wie ... warum?«

St. Silas sah ihn nur an. »Weil ich es möchte.«

Die Laterne in der Hand des Wardens zuckte, und rasch versicherte er: »Nur wegen der Vorschriften, Sir. U-und wer ist Ihre Begleitung?«

»Jemand, den Sie gütigst vergessen werden.«

Leena starrte St. Silas an, der den Aufseher von Newtorn Prison offensichtlich in der Hand hatte. Der es genoss, Macht über andere auszuüben. Dies war der Grund, warum nur die Verzweifelten zum Saint der Stille gingen. Ihr Magen krampfte sich zusammen, nun hatte sie ihm ihre eigene Schwachstelle enthüllt. Wenn sie die Nacht überlebte, wie würde er ihr Geheimnis dann wohl gegen sie einsetzen?

Der Warden verbeugte sich, tief und lange, bevor er sie bat, ihm zu folgen.

Leena wurde immer kälter, und nun schlugen ihre Zähne klappernd aufeinander, während sie und St. Silas dem Aufseher an dem bewachten Tor vorbei und durch einen langen Korridor folgten. So weit war sie noch nie gekommen, obwohl sie oft davon träumte, dass sie durch dieses Gefängnis rannte und genau die Zelle fand, in der ihr Vater saß. Dass sie seine Handschellen sprengte und ihn befreite. Nun, da sie immer tiefer hineingeführt wurde, überwältigte sie das schiere Ausmaß dieses gewaltigen Ortes. Reihen um Reihen von Gefängniszellen stapelten sich übereinander wie Käfige. Darin erhaschte sie Bewegungen,

Füße, die über steinernen Boden schlurften, verstört, manisch – wie bei Tieren hinter Gittern.

Sie stolperte und würgte. Auf einen Schlag hatte sie der Gestank des Gefängnisses getroffen – eine erdrückende Mischung aus Exkrementen und verwesendem Fleisch. Leena atmete durch den Mund und richtete sich wieder auf, da sie nicht verängstigt wirken wollte.

Gierig suchte sie hinter den Gittern nach Gesichtern, obwohl sie in dieser Dunkelheit vermutlich nicht einmal ihren geliebten Baba erkennen würde. Wie konnte er an einem solchen Ort überleben? Die Vorstellung ihres Vaters in zerfledderten Kleidern, der blicklos an die Wand starrte, verstörte sie so sehr, dass es ihr schwerfiel weiterzugehen.

Vor ihr redete der Warden, als würde er ihnen eine Führung geben, wobei sein Blick immer wieder beunruhigt zu St. Silas zuckte.

Er deutete auf eine der Zellen, in der Leena nur eine Schattensilhouette erkennen konnte. »Ein *besonderer* Besucher, persönlich geschickt vom algaraanischen Malik«, fuhr der Aufseher fort, obwohl St. Silas nicht einmal reagierte. »Einer von Commander Yosifs besten Captains, kurz vor einer geplanten Invasion von Algaraas Hauptstadt gefangen genommen.«

Leenas Kopf ruckte hoch. »Welcher Captain?«

Alle kannten Commander Yosif, den charismatischen Anführer der Anti-Malik-Bewegung – einen ehemaligen Universitätsstudenten, der vor fast zwanzig Jahren die ersten Protestmärsche angeführt und bitter dafür bezahlt hatte, als die Soldaten des Malik mit Gewalt darauf antworteten. Er war einer der wenigen, die den Angriff überlebt hatten. Seine Kameraden waren auf der Straße niedergemetzelt worden, und ihr Blut hatte die Rinnsteine gesprenkelt.

Leenas eigener Onkel, Babas jüngerer Bruder, hatte damals Jura studiert und sich diesem ersten Marsch angeschlossen. Mit erstickter Stimme hatte Baba ihr erzählt, dass nicht genug von

ihm übrig geblieben war, um ihn beerdigen zu können. Die Leichen waren von den Soldaten in Brand gesetzt worden. Unbenannt. Entweiht. Asche.

Der Warden warf ihr einen angewiderten Blick zu. »Das ist vertraulich.«

Seit Baba verhaftet worden war, war ihre Leidenschaft für Algaraa immer weiter gewachsen. Ein Gefühl, das sie mit ihm und mit ihrem Heimatland verband, das sie nie gesehen hatte. Sie durchforstete die Zeitungen, wütend darüber, dass der Großteil der morischen Berichterstattung mit dem algaraanischen Monarchen zu sympathisieren schien und die Freiheitskämpfer der Liberation Party als einen Haufen blutrünstiger Gewalttäter darstellte, genau wie die Algaraaner, die sie unterstützten.

Leena verzog verächtlich den Mund, sagte jedoch nichts mehr, obwohl sie den Warden am liebsten verhöhnt und ihm entgegengeschleudert hätte, dass die Festnahme eines Captains den Malik nicht retten würde. Dass es viele gab, die seinen Platz einnehmen konnten.

Keine der morischen Zeitungen erwähnte jemals, wie viel Macht die Liberation Party mittlerweile an sich gerissen hatte – inzwischen standen sie vor den Toren der Hauptstadt. Was bedeutete, dass sie kurz davor waren, den Palast des Malik einzunehmen – etwas, das Leena nie für möglich gehalten hätte.

Leena wünschte, sie könnte Baba davon erzählen. Sie wünschte, sie könnte es so laut hinausschreien, dass man in jeder Zelle in Newtorn Prison ihre Worte hörte. Dann könnte Baba vielleicht Hoffnung aus ihrer Stimme schöpfen.

Aber natürlich war das nicht möglich.

Stattdessen flüsterte sie dem Captain auf Algaraan etwas zu, als sie an seiner Zelle vorüberging – einen alten Segenswunsch, den man einem geliebten Menschen mit auf den Weg gab, wenn er von zu Hause fortging, um ihn daran zu erinnern, in fremden Ländern den Mut nicht zu verlieren.

*Möge dein Geist stark bleiben.*

Erst war sie nicht sicher, ob er sie tief in seiner Zelle überhaupt gehört hatte, aber schließlich bestätigte ein leises rhythmisches Klingen der Metallgitter, dass er sie verstanden hatte. Die Freude darüber hätte sie fast zum Lächeln gebracht. Es war ihr egal, dass der Saint der Stille zu ihr herumfuhr und sich sein Blick in sie bohrte. Er sagte jedoch nichts dazu.

Während sie immer tiefer ins Gefängnis vordrangen, hob ein seltsames Sirren an, das die Wände vibrieren und die Gitterstäbe rasseln ließ. Staub wurde vom Boden aufgewirbelt.

Für die Dauer eines bizarren Moments, desorientiert und schwach, hätte Leena schwören können, dass Newtown Prison der Magen knurrte und ihm das Wasser im Munde zusammenlief wie vor einem Festmahl.

»Was ist das?«, fragte sie, und eine Gänsehaut rieselte ihr über den Nacken.

Der Warden drehte sich um, der Schein der Laterne wurde von den schmutzigen Wänden zurückgeworfen und fiel kurz in die Zelle, die ihr am nächsten war. Dieses Mal gelang es Leena tatsächlich, einen Blick auf den Insassen zu werfen. Er hatte das Gesicht fest gegen die Gitterstäbe gepresst und starrte sie aus tiefen Augenhöhlen an. Sein Mund war schlaff, leicht geöffnet, und er schien ihr so nah zu sein, dass er die Hand hätte ausstrecken und Leena am Kleid packen können. Trotzdem wich sie nicht zurück. Einen Moment lang wusste sie nicht, ob er vielleicht nur einer ihrer Geister war.

Doch offensichtlich war er das nicht, denn da spürte sie, wie sie jemand fest um die Schulter fasste und sie in die Mitte des Gangs lotste. Es war St. Silas, der sich umgehend wieder ein Stück zurückfallen ließ, um weiter Schatten zu sammeln.

»Passen Sie auf, wohin Sie gehen«, ermahnte er sie so seidenweich, als würde er sie eine Promenade hinunterführen.

Leena nickte. Sie war mit voller Absicht nah an den Zellen entlanggeschritten, in der Hoffnung, ihren Baba zu finden, doch nun

erkannte sie, wie hoffnungslos dieses Vorhaben war. Vor ihnen erstreckte sich der Korridor immer weiter und weiter und ...

»Was ist das für ein Vibrieren?«, wiederholte Leena ihre Frage, dieses Mal mit erhobener Stimme.

Der Aufseher wirkte erfreut. »Ich betrachte Newtorn weniger als ein Gefängnis, eher als eine Fabrik, und die Insassen sind unsere Arbeiter. Wir entlohnen sie dafür, dass sie die Feuer schüren, in der Küche arbeiten oder Mehl und andere Lebensmittel verpacken, um die Nation zu ernähren. Sie können sich dafür entscheiden, diese Einnahmen an ihre Familien zu schicken, sobald sie eine bestimmte Summe zusammenhaben. Das gibt ihnen das Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun, was für den Resozialisierungsprozess ganz entscheidend ist.«

Genau das tat auch der algaraanische Malik – er erlaubte seinem Volk, sich die Finger wund zu arbeiten, damit er ein Leben in Dekadenz führen konnte. Der Warden, dachte Leena, konnte in seiner Arroganz die Parallelen zwischen den beiden Ländern nicht erkennen. Doch Hunger war Hunger, und er rief immer einen gewaltsamen Umsturz hervor, ganz egal, ob es ein Algaraner oder ein Mor war, der ihn zu spüren bekam.

Leena hatte nie auch nur einen Penny aus Newtorn Prison erhalten. Sie kannte Baba und wusste, dass er sein ganzes Leben lang für seine Kinder gearbeitet hatte. Dass er sich den Rücken krumm schufte würde, um sie unterstützen zu können. Verbittert fragte sie sich, in der Tasche welchen Wachmanns die Münzen wohl verschwanden. Wut ballte sich hinter ihren Augen zusammen wie Kopfschmerzen.

»Es ist fast drei Uhr morgens«, brachte sie durch zusammengebissene Zähne hervor. »Welchen Nutzen könnte es haben, in diesen Nachtstunden zu arbeiten? Das ist keine Resozialisierung, Sir, hier geht es um Profit.«

»Jeder Profit für Morland bedeutet Profit für unseren großen König Edmund. Möge er lange und in Fülle leben.« Wieder drehte sich der Warden zu ihr um, und die Hitze der Laterne kam

ihrem Gesicht viel zu nah. »Würden Sie dem nicht zustimmen, Madam?«

Als sie nichts sagte, lachte er – ein dünner, poröser Klang, der ihr in den Ohren kratzte.

»Sie sind Algaraanerin, nicht wahr? Sollten Sie dem Land, das Ihnen Obhut gewährt, nicht wohlwollender gegenüberstehen als Ihre Landsleute, die allesamt Verbrecher sind?«

»Warden«, fiel St. Silas ihm ins Wort. »Habe ich Sie angewiesen, stehen zu bleiben?«

Der Aufseher starrte sie noch einen Moment länger an. Seine hervortretenden blauen Augen in seinem hageren Gesicht erinnerten sie an einen Käfer, und sie erwiderte sein Starren mit derselben hässlichen Vehemenz. Endlich riss er sich los und führte sie weiter.

Leena, hinter deren Schläfen nun echte Kopfschmerzen pochten, folgte ihm widerstrebend. St. Silas kam als Letzter hinterher.

Eine Weile gingen sie so weiter, bis der Warden schließlich vor Zelle 342 stehen blieb. Vor ihnen erstreckte sich der Korridor noch weiter und endete in vollkommener Schwärze.

»Colson«, knurrte der Aufseher.

Hinter den Gittern erkannte sie nur eine Pritsche, und da standen ein leerer Zinnteller, sauber gewischt, und eine Stahlschüssel, die vermutlich als Toilette diente. Ein verschlafenes Ächzen kam von einem Bündel auf der Matratze, das Leena fälschlicherweise für einen Deckenhaufen gehalten hatte und das sich nun als Mensch entpuppte. Er war bis auf die Knochen abgemagert – so dünn, dass seine Kleider viel zu groß an ihm herabgingen.

»Was hat er getan?«, flüsterte Leena.

Die Geister kamen in jedem nur erdenklichen Zustand zu ihr – zerschlagen, zerschunden und blutig –, weshalb sie sich an das Elend der Toten gewöhnt hatte. Aber einen Lebenden in einer so schrecklichen Lage zu sehen setzte ihr zu.

Der Warden sah St. Silas an, der knapp nickte, bevor er antwortete: »Er hat seinen Geschäftspartner ermordet.«

Das Knochenbündel auf der Matratze spie ein weiteres Ächzen aus.

»Seien Sie so gut und lassen Sie uns allein«, sagte St. Silas und reichte dem Warden eine Münze.

Der Aufseher rührte sich nicht. »Sie werden ihm doch nichts antun?«

»Bin ich denn kein Gentleman?«

Leena fing den panischen Blick des Warden auf. Nicht mal *sie* hätte gewusst, was er auf diese Frage antworten sollte. Schließlich nickte er ruckartig.

»Dann lassen Sie uns allein«, wiederholte St. Silas.

Gerade als sich der Warden abwenden wollte, packte ihn Leena am Arm. »Bitte, Sir, können Sie mir sagen, ob ein gewisser Ali Al-Sayer in diesem Gefängnis sitzt? Er wurde vor fast drei Jahren zu lebenslanger Haft verurteilt, für den Versuch, eine Gewerkschaft zu gründen.«

Der Mund des Aufsehers formte eine sture Linie.

»Antworten Sie ihr«, befahl St. Silas.

»Dieses Gefängnis beherbergt viele Eingewanderte, die meisten von ihnen haben keine anständigen Ausweispapiere«, gab der Warden widerstrebend zurück und schüttelte ihren Griff ab. »Wir halten sie hier nur fest. Wir versuchen nicht, sie voneinander zu unterscheiden.«

Mit brennenden Wangen hielt sie den Blick des Aufsehers und wischte sich dabei die Hände an ihrem Kleid ab, als hätte sie etwas Verrottetes berührt. Die Miene des Mannes verfinsterte sich noch mehr, bevor er sich abwandte und den Weg zurückging, den sie gekommen waren. Seine Schritte entfernten sich immer weiter.

Sie wandte sich wieder dem Häftling zu und blinzelte die Tränen in ihren Augen fort.

»Woher kennen Sie den Gefangenen?«, fragte Leena und kämpfte dabei gegen das Brennen in ihrer Kehle an.

»Er war früher einmal mein Sekretär«, antwortete St. Silas leichthin.

Scharf sah sie ihn an.

St. Silas klopfte gegen die Stahlgitter, was dem Mann dahinter ein Grollen entlockte. Ein Auge wurde sichtbar, dann ein verfilzter Haarschopf. Und dann schien der Gefangene St. Silas zu erkennen. Er stürzte sich auf ihn und streckte die Arme durch die Gitterstäbe nach dem Saint aus, der knapp außer Reichweite stand.

Während der Gefangene eine Litanei an Flüchen ausstieß, beugte sich St. Silas zu ihr vor und sagte leise: »Ich könnte Ihnen keine bessere Gelegenheit geben.«

Der Schweiß rann ihr über den Rücken. Sie suchte die Zelle ab, ihr Herz hämmerte, und hinter ihrem Brustbein sammelte sich die Verzweiflung wie ein Schrei. Nichts, nichts, nichts ...

*Dort!*

Fast hätte sie vor Erleichterung aufgeschluchzt.

Eine Gestalt, so still – sie waren immer so –, stand über dem Gefangenen.

Hastig versuchte sie, den Geist zu beschreiben. »Ein junger Mann, rostfarbenes Haar, eine krumme Nase und ... und ... ein Loch in der linken Schläfe.«

»Sehr gut«, murmelte der Saint. »Und jetzt fragen Sie ihn, wer ihn getötet hat.«

Leena schüttelte den Kopf. »Irgendwo zwischen der Welt der Lebenden und der Welt der Toten verlieren die Geister ihre Fähigkeit zu sprechen. Ich kann sie nur sehen.«

»Dann fordern Sie ihn auf, mit dem Finger auf seinen Mörder zu deuten.«

Sie schluckte schwer, dann wandte sie sich an das Phantom. »Sir, ist der Mann, der Sie umgebracht hat, hier?«

Der Geist sah sie an. Sie fühlte seinen Zorn wie das Picken kleiner Vogelschnäbel auf der Haut. Er trat auf den Gefangenen zu und nahm ihnen teilweise die Sicht auf ihn, als wollte er Colson von ihren Blicken abschirmen – was Leena wie eine seltsam beschützende Geste vorkam.

Schließlich nickte der Geist.

»Dann deuten Sie auf ihn.«

Eine harte Bewegung, fest und sicher – doch er zeigte nicht auf den hingestreckten Gefangenen, sondern auf Mr. St. Silas. Sie starrte zu dem Saint hinauf, als sich das Entsetzen in ihr erhob, ihre Gesichtszüge verzerrte und alle Farbe aus ihren Wangen weichen ließ.

Der Saint sah die Veränderung, und langsam breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus. »Ich glaube, hier sind Glückwünsche angebracht, Miss Leena Al-Sayer.« Er neigte den Kopf vor ihr – keine reuige Geste, sondern voll boshafter Triumphs. »*Meisterin* der Toten.«

## EIN NEUER VERTRAG

Leena saß allein in St. Silas' Arbeitszimmer und wartete darauf, dass er ihr die Medizin beschaffte. Draußen brach widerstrebend der Morgen über die Stadt herein. Seit sie das Gefängnis verlassen hatten, war ihr kein Wort mehr über die Lippen gekommen – nicht in der Kutsche und auch nicht, als er sie ins Haus zurückgeführt hatte. Sie war erschöpft und derart ausgelaugt, dass ihr müder Körper nicht mal Freude darüber empfinden konnte, dass sie ihr Geheimnis bewiesen hatte. Sie konnte sich nur noch daran erinnern, wie der Gefangene sie aus seiner Zelle heraus angestarrt hatte, während der wahre Mörder neben ihr stand. Und an den anklagenden Blick seiner Augen in einem Gesicht, das sich irgendwie in das ihres Vaters verwandelt hatte.

Sie war sicher, dass sich der Geist, der Colson heimsuchte, erst gestatten würde, diese Welt zu verlassen, wenn sein Zellengenosse freikam – wenn überhaupt.

»Sie legen einen erstaunlichen Mangel an Neugier an den Tag, Madam«, kommentierte St. Silas, als er schließlich wieder in sein Arbeitszimmer trat, ein kleines Päckchen in der Hand. Merkwürdigerweise umfasste er in der anderen Hand ein dickes Buch.

Sie wusste genau, was er meinte. Trotzdem stellte sie sich dumm und hielt den Blick auf die Dinge gerichtet, die er mit sich

führte. Dann legte er beides auf einem Regalbrett ab, außerhalb ihres Sichtfelds. »Neugier in welcher Hinsicht?«

Seine Augen glitzerten. »In der Hinsicht, dass ich einen meiner Angestellten ... ähm ... *zur ewigen Ruhe gebettet* und einen anderen ins Unglück gestürzt habe.«

»Ich bin eine erstaunlich gleichgültige Person, Mr. St. Silas«, gab sie zurück und presste die Lippen aufeinander. Sie wussten beide, dass es keine Rolle spielte, was Leena über St. Silas wusste. Selbst wenn sie sich dazu entschloss, zu einem der Constables zu gehen, könnte jeder im New Algaraa District bezeugen, wie exzentrisch sie war. Es hatte einen Vorfall gegeben, ein paar Wochen nachdem sie begonnen hatte, die Toten zu sehen: Leena war nur in ein weißes Nachthemd gekleidet auf die Straße hinausgerannt. Der Stoff bauschte sich im Winterwind, sodass ihre nackten Füße und Knöchel zu sehen waren. Sie schrie, ein großer Mann mit fahler Haut wolle sie umbringen. Als jedoch ein paar der Nachbarn kamen, um nach dem Rechten zu sehen, war da natürlich kein fahlgesichtiger Mann. Er war ein Phantom gewesen.

Ein paar ähnliche Szenen danach hatten ihren Ruf zementiert. Ganz gleich, wie sehr sie inzwischen versuchte, sich innerhalb der konventionellen Grenzen zu bewegen, ganz gleich, ob es ihr gelungen war, Arbeit als Wäscherin zu finden, ganz gleich, dass sie immer gekämmt und gepflegt war oder ihre Abende damit verbrachte zu lernen, um später als Algaraanisch-Übersetzerin arbeiten zu können ... ihre Nachbarn betrachteten sie stets mit schwach mitleidigen oder, schlimmer noch, angstvollen Blicken. Sie hatte keine Freunde mehr, nur einen kranken Bruder und die Toten, die ihr Gesellschaft leisteten.

»Wenn ich irgendetwas aus dem Umgang mit den Toten gelernt habe«, sagte sie bitter, »dann ist es, die Angelegenheiten der Lebenden verschwiegen zu behandeln.«

»Gutes Mädchen«, kommentierte er wieder. Er setzte sich hinter den Schreibtisch und zog den Vertrag hervor, den sie zuvor

unterzeichnet hatten. »Lesen wir noch einmal unsere Vereinbarung durch, um sicherzustellen, dass beide Parteien zufrieden sind.«

Leena kämpfte den Drang nieder, sich vorzubeugen und sich die Medizin einfach zu schnappen. Dieses Haus, die bloße Gegenwart des Saints schienen ihr den Atem aus der Lunge zu stehlen. Sie zitterte und sehnte sich danach, wieder zu Hause zu sein und sich unter einer Strickdecke zu verkriechen.

»Hmm.« St. Silas runzelte verwirrt die Stirn.

Unruhig rutschte Leena auf ihrem Platz herum. »Gibt es ein Problem?«

»Nicht von meiner Seite«, sagte er. »Es ist nur, dass der Vertrag vorsieht, dass nur eine Dosis des Medikaments ausgehändigt werden soll.«

»Natürlich«, bestätigte Leena mit einem nervösen Lachen. »Ich brauche es ja auch nur für eine Person.«

»Aber wie kann das sein, wenn doch zwei Leute erkrankt sind?« St. Silas beugte sich vor, seine Augen voll falscher Sorge. »Oder wussten Sie etwa nicht, Miss Al-Sayer, dass auch Sie sterben werden?«

Stille.

Sie schluckte, und auf einmal war ihre Kehle ganz trocken. »Sie irren sich ...«

»Straßenkehrerhusten ist hoch ansteckend. Ist Ihnen das nicht bewusst?« Er winkte ab, als wäre das nur ein belangloses, uninteressantes Detail.

Leena stand auf, ihr Gesicht wurde heiß. »Machen Sie keine Scherze mit mir, Sir. Ich hatte die Infektion, als ich noch ein Baby war.«

»Ach, tatsächlich?« Er zog seinen ungläubigen Blick in die Länge, bis er reinem Hohn glich. Was Zweifel in Leena weckte. Sie war sich *sicher*. Von ihrem Vater wusste sie, dass sie die Krankheit als kleines Kind gehabt hatte. Aber war wirklich von Straßenkehrerhusten die Rede gewesen oder nur von *irgend-*

einem Husten? Leena konnte sich nicht mehr klar daran erinnern, aber sie glaubte ... sie nahm an ... *ganz bestimmt* ...

»Sie scheinen Ihre vorherige Gewissheit noch einmal überprüft zu haben«, bemerkte St. Silas trocken.

Leena schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Ich habe ja nicht mal Husten.«

Träge griff er nach dem Buch, das er vorhin auf das Regal gelegt hatte. Der Feuerschein schimmerte auf dem eingravierten Titel: *Rayners Handbuch der medikamentös zu behandelnden Krankheiten*. Eine Stelle darin war bereits mit einer umgeknickten Seite markiert, und mit einem dumpfen Laut klappte er den Band auf. »Ah, da haben wir es ja. Straßenkehrerhusten. Das erste Anzeichen: bläulich gefärbte Fingernägel, periphere Zyanose.« Er schob ihr das Buch zu und betrachtete sie aufmerksam.

Leenas Blick flog zu der Liste der Anzeichen und Symptome, die unter Straßenkehrerhusten aufgeführt waren, dann musterte sie ihre eigenen Nagelbetten; schließlich wankte sie zum Kamin hinüber, um sie im Feuerschein besser betrachten zu können.

*Blau.*

Sie drückte so fest auf den Zeigefinger, dass es schmerzte, doch die Farbe verblasste nicht. Auf einmal fiel ihr wieder ein, dass sie sich erst gestern früh Sorgen darum gemacht hatte, Ramis Hände könnten nicht mehr richtig durchblutet werden, denn seine Finger waren kalt und die letzten Fingerglieder steif und blau. Sie hatte ihm Handschuhe angezogen, um seine Finger zu wärmen, obwohl das Fieber seinen Körper verzehrte.

»Und Sie machen durchaus einen fiebrigen Eindruck auf mich«, sagte St. Silas, den ihre Aufregung zu amüsieren schien. »Wie lange kümmern Sie sich schon um Ihren kranken Bruder? Wie lange teilen Sie schon Becher und Decken mit ihm?«

Leena legte sich eine Hand an die Stirn. Hatte sie tatsächlich Fieber? Sie konnte es nicht sagen, doch ihre Zähne klapperten vor Kälte. »Warum haben Sie dann keine Angst, sich anzustecken?«

Er zuckte mit den Schultern. »Während Sie leider ... unvorteilhafte Zweifel hegen, bin ich vollkommen sicher, dass *ich* die Krankheit als Kind bereits hatte.«

Ihre Gedanken rasten, während sie sich langsam wieder hinsetzte. Nun verstand sie. Auf einmal fühlte sich das Arbeitszimmer wie ein Käfig an.

»Was wollen Sie?«, keuchte Leena.

Die falsche Besorgnis verschwand aus seiner Stimme, und er beugte sich sogar noch weiter vor. In seinen Blick kroch der Hunger, er war begierig auf das Schlachtfest. »Nichts, was Ihr Leben nicht wert wäre. *Was ist Ihr Leben wert, Miss Al-Sayer?*«

Mit einem Mal schien sie in Flammen zu stehen, sie stemmte sich hoch, schlug mit beiden Handflächen auf die Tischplatte und brachte ihr Gesicht noch näher an seines heran. »Spielen Sie nicht mit mir, *Mr. St. Silas*. Bevor Sie von meinem Fluch wussten, hätten Sie keinen Penny für mein Leben gegeben. Die Frage lautet also: Was ist mein Leben *Ihnen* wert?«

Schweigend starrten sie einander an, beide schwer atmend – einer von ihnen vor Aufregung, der andere vor Wut.

»Betrachten Sie es als einen Handel«, durchbrach er schließlich die Stille. »Arbeiten Sie für mich, und ich werde Ihnen die Medizin geben, die Ihr Leben retten kann.«

Sie kochte vor Zorn. »Ich will mir nicht einmal vorstellen, mit welcher moralisch verkommenen Aufgabe Sie mich als Ihre Angestellte betrauen werden.«

Er lächelte träge. »Das moralisch Verkommenste hebe ich mir gern für mich selbst auf.«

»Unter einem solchen Mann zu arbeiten ...«

Seine Augenbrauen zuckten. »Niemand hat etwas davon gesagt, dass Sie *unter* mir arbeiten sollen.«

Bei dieser offensichtlichen Anspielung glühten ihre Wangen auf, doch er fuhr aalglatt fort: »Ich werde nichts von Ihnen verlangen, das gegen Ihre Moral verstößt. Sie müssen nur jemanden für mich finden. Einen Geist.«

Leena ließ sich in den Sessel sinken, stand dann jedoch wieder auf und kehrte zum Kamin zurück.

*Wenn mir bloß nicht so kalt wäre, vielleicht könnte ich dann klarer denken.*

»Das haben Sie mit voller Absicht getan«, brachte sie durch zusammengebißene Zähne hervor. Ihr fiel sein merkwürdiger Gesichtsausdruck beim Anblick ihrer Hände wieder ein, vor ihrem Besuch im Gefängnis. Seither musste er Bescheid wissen. »Sie haben erkannt, dass es mir nicht gut geht, also haben Sie die Voraussetzungen geschaffen, um mich zu benutzen.«

Ohne jede Reue sah er sie an. »Natürlich habe ich das.«

Ihre Hand wurde ganz schwer vor Verlangen, ihm eine Ohrfeige zu verpassen. »Ich werde nicht für Sie arbeiten, Sir.« Sie wandte sich ihm ganz zu, stützte sich dabei jedoch mit einer Hand auf dem Kaminsims ab.

St. Silas' Stimme ließ sie innehalten, ein hungernder Tonfall untermalte seine sorgfältig gewählten Worte.

»Wie ehrenhaft und *unoriginell*. Für Ihren Bruder haben Sie Ihr Geheimnis enthüllt, aber für jemanden wie mich zu arbeiten ist weniger erstrebenswert als der Tod?«

»Das ist keine moralische, sondern eine kluge Entscheidung. Wissen Sie, dass die Geister erzittern, wenn ich Ihren Namen ausspreche?«

Diese Enthüllung schien ihn seltsam zufriedenzustellen. »Wir werden einen neuen Vertrag aufsetzen«, sagte er.

»Sie haben mich schon einmal hereingelegt«, konterte Leena. Ihr Kopf fühlte sich an wie mit Watte gefüllt, und sie verstärkte ihren Griff um den Kaminsims. »Ich möchte an niemanden gekettet sein.«

Seine Antwort war sorgfältig formuliert. »Ich werde Sie nicht an mich ketten.«

»Doch, das werden Sie, wenn meine einzige andere Wahl der Tod ist.«

Er senkte die Stimme, und nun schwang darin etwas mit, das

man vielleicht schon Wut nennen konnte. »Manchen bleibt nicht einmal diese Wahl.«

Sie dachte an Mr. Jamil, an sein vom Alkohol aufgequollenes Gesicht, die zornig roten Narben auf seinen Lippen. Sie dachte an Margery, die immer noch Albträume von ihrem Geständnis durchlebte. Sie dachte an verängstigte Aufseher, herumwirbelnde Gerüchte und ins Unglück gestürzte Häftlinge.

Einen langen Moment starrte sie ihn an. »Erzählen Sie mir, warum Sie Ihren Angestellten ermordet haben.«

Kurz schien St. Silas fast verblüfft zu sein über diese neue Richtung ihrer Fragen. »Ich hätte schwören können, dass Sie sich selbst als *erstaunlich gleichgültige Person* bezeichnet haben.«

»Wenn es um das eigene Leben geht, tendiert man dazu, doch etwas neugieriger zu werden.«

»Loyalität«, antwortete er schließlich, nachdem er offenbar sorgfältig nachgedacht hatte. »Oder vielmehr der Mangel daran. Meine ehemaligen Gehilfen haben geplant, mich umzubringen, um mein Geschäft an sich zu reißen. Tatsächlich war es das Fehlen jeder Subtilität, das mich beleidigt hat.«

»Nicht ihr Plan, Sie zu ermorden?«

Wieder grinste er ihr zu. »Vulgarität empfinde ich als schlimmeres Verbrechen.«

»Und werden Sie mir wehtun, wenn Sie jemals unzufrieden mit mir sind?« Sie ärgerte sich darüber, dass ihre Stimme leicht zittrig klang. Schwarze Punkte schwebten erneut durch ihr Sichtfeld wie kleine dunkle Monde.

Auf seinen Lippen verweilte der Anflug eines Lächelns, doch er musterte sie aus schmalen Augen. »Haben Sie vor, mir Ihre hübschen Hände um die Kehle zu legen?«

Stumm schüttelte sie den Kopf.

»Dann haben Sie von mir nichts zu befürchten.«

Ihr fiebriger Verstand kehrte zurück nach Newtorn Prison, doch dieses Mal verwandelte sich Colson nicht in ihren Vater, dieses Mal war sie selbst es, die hinter Gittern saß. Der Saint

stand auf der anderen Seite und flüsterte den Gefängnismauern zu, sie sei ihr nächstes Festmahl.

»Woran denken Sie?«, fragte St. Silas.

Leena schreckte aus ihren Gedanken hoch und gab ihm die erstbeste Antwort, die sie zu fassen bekam. »Ich habe mich nur gefragt, ob Sie beruflich Herzen herausreißen.«

Seine Erwiderung kam schnell und beißend. »Machen Sie sich nichts vor, Madam, genau *das* tue ich.«

Sie versuchte, aus seinen Worten schlau zu werden, aber sie fühlte sich seltsam kraftlos, als würde sie sinken, tiefer, tiefer, tiefer ...

Nein. *Nein!*

Panik wallte in ihrem Körper auf. Sie dachte an die Wörterbücher auf dem Fensterbrett, über denen sie jeden Abend brütete, in der Hoffnung, eines Tages als Übersetzerin arbeiten zu können. Sie rief sich in Erinnerung, wie sie gelernt hatte, sämtliche Verben auf Morisch und Algaraan zu konjugieren. Wie sie sich die Grammatikregeln eingeprägt und sie geübt und geübt und geübt hatte, bis ihre Zunge ganz taub gewesen war. Sie wusste, wie die Mors die Algaraaner sahen: Sie betrachteten sie als unzivilisierte Leute, die nur etwas davon verstanden, untereinander Krieg zu führen. Sie nannten ihre ehemalige Heimat ein Land, das nur Geflüchtete exportierte.

Leena träumte davon, eines Tages die algaraanischen Gedichtbände ihrer Mutter zu übersetzen, um der Welt zu zeigen, dass ihr Volk umso mehr von Schönheit verstand, da es so viel Zerstörung gesehen hatte.

Leena würde sich nicht erlauben, jetzt zu sterben – nicht, nachdem sie gerade erst gelernt hatte, inmitten des Chaos, das die Toten hinterlassen hatten, wieder zu träumen.

»Ein neuer Vertrag«, sagte sie, setzte sich in den Sessel und grub die Fingernägel in den weichen Stoff. Sie sah, wie St. Silas ein frisches Blatt Papier hervorzog. Doch bevor er auch nur einen Tropfen Tinte aufbringen konnte, unterbrach sie ihn. »Sie wer-

den mich in dem Moment aus Ihren Diensten entlassen, in dem ich den Geist gefunden habe, den Sie suchen.«

Sein Füllfederhalter verharrte in der Luft, und er warf ihr rasch einen Blick zu. An seinem Kinn zuckte ein Muskel.

»Wie Sie wünschen, Madam«, erwiderte er nach einem langen Moment. »Aber bis Sie diese Aufgabe erfüllt haben, werden Sie als meine Sekretärin arbeiten.«

Sie nickte, so etwas hatte sie erwartet. »Sie werden mir alles zur Verfügung stellen, was ich zum Leben brauche – darunter Essen, Kleidung und Gesundheit.«

»Sie werden hier einziehen«, fügte er hinzu und hob rasch die Hand, als sie den Mund öffnete, um zu protestieren. »Nicht zu meinem Vorteil, Madam. Ich werde gefürchtet, nicht geliebt. Ich habe reichlich Feinde. Und diese werden nicht zögern, Ihnen etwas anzutun, um *mich* damit zu treffen.«

Das wusste sie. Trotzdem sank ihr das Herz, als sie es nun ausgesprochen hörte. »Dann werden Sie für die Miete meines Hauses aufkommen, damit ich dorthin zurückkehren kann, wenn dies hier vorbei ist.«

Sie sah zu, wie er es aufschrieb.

»Außerdem werden Sie dafür sorgen, dass meine Sicherheit ...«, kurz verlor sie den Faden, das Fieber brüllte in ihren Ohren, »nicht gefährdet wird.«

Er nickte und brachte auch dies wortwörtlich zu Papier.

Während sie ein paar weitere Zeilen formulierten, um die Details des Vertrags perfekt zu machen, musste sie an die endlosen Nachmittage denken, die sie mit Feilschereien auf dem Alten Markt verbracht hatte. Feilschereien, bei denen sowohl Kunde als auch Kaufmann die Oberhand gewinnen wollten, ohne dabei den Handel zu verlieren.

Dann, während die Spitze des Federhalters über dem Papier schwebte, fragte er sie unvermittelt: »Gibt es noch andere wie Sie?«

Am Anfang hatte Leena versucht, genau das herauszufinden.

Sie hatte mit algaranaanischen Geistlichen gesprochen und dafür auf den Holzbänken der riesigen leeren Kathedralen gesessen. Sie war zu sogenannten Mystikern und Schamanen gegangen. Sie hatte sehr schnell gelernt, dass jene, die behaupteten, eine solche Gabe zu besitzen, meistens Betrüger waren, die ihre trauernden Kunden um ihr Geld erleichtern wollten. Sie hatte solche Angst davor gehabt, mit diesen Schwindlern über einen Kamm geschoren zu werden, dass sie ihre Fähigkeit geheim gehalten hatte.

»Nicht dass ich wüsste.«

»Gibt Ihnen das ein Gefühl von Einzigartigkeit?« In seinem Tonfall schwang nur milde Neugier mit, wie bei einem gleichgültigen Wissenschaftler, der einen Kadaver seziierte.

Leena presste die Lippen aufeinander. Sie würde ihn nicht merken lassen, wie sehr ihr diese Frage zu schaffen machte. Und das, obwohl sie sich sicher war, dass er sie aus genau diesem Grund gestellt hatte.

»Bitte fügen Sie noch den Namen des Geists ein, den ich für Sie finden soll«, verlangte sie stattdessen.

Wieder bedachte er sie mit einem langen Blick, bevor er endlich einen Namen niederschrieb.

*Percival Avon, sechzehnter Marquess of Avon, Herr von Weavingshaw*

Lord Avon, dachte Leena. Ein Aristokrat.

»Warum suchen Sie nach ihm?«, wollte sie wissen, bekam jedoch nur eisernes Schweigen zur Antwort.

Sie passte genau auf, während St. Silas den Vertrag weiter entwarf, und strengte sich an, bis die Buchstaben vor Erschöpfung vor ihren Augen verschwammen. Mehrmals zwang sie ihn dazu, die Formulierungen einiger Sätze zu ändern. Jedes Mal tat er es ohne Widerworte, und Leena hätte schwören können, dass er fast amüsiert aussah, wenn sie bemerkte, dass eine seiner Klauseln zweideutig war. Das machte ihr Angst. Wenn St. Silas so geübt

darin war, Verträge aufzusetzen und Schlupflöcher einzufügen, dann musste sie einfach ein paar davon übersehen. *Besonders* in ihrem derzeitigen Zustand.

»Einen letzten Punkt möchte ich noch hinzufügen«, sagte sie schnell. Sie versuchte sich an einem brüskten Tonfall, aber ein lang gehegter Schmerz schimmerte doch durch ihre Worte hindurch. »Wenn Sie vor mir sterben, dann kehren Sie nicht als ruheloser Geist wieder. *Bitte ...*«

Scharf sah er sie an.

»Bitte kommen Sie nicht zurück, um mich heimzusuchen.«

Offenbar ohne jede Gefühlsregung dachte er darüber nach, und sein Mund war eine starre Linie. Dann fügte er auch diesen Satz in den Vertrag ein.

Ein weiteres Mal wurde die Haushälterin gerufen, um als Zeugin zu unterschreiben. Sie stellte keine Fragen zu diesem neuen Vertrag, und ihre Miene blieb vollkommen neutral – eine gut ausgebildete Bedienstete –, doch Leena spürte ihre Missbilligung trotzdem. Danach ging die Haushälterin rasch wieder und schloss fest die Tür hinter sich.

Leena konnte den Blick nicht von ihrer eigenen geschwungenen Unterschrift lösen, der zweiten in dieser Nacht – den ersten Vertrag hatte sie aus Hoffnung unterschrieben, diesen hier aus Verzweiflung.

St. Silas machte den Eindruck, als hätte er gesiegt.

Sie *hasste* ihn.

»Ich werde in einer Woche nach Ihnen schicken, bis dahin sollte das Trimexicillin gewirkt haben«, erklärte er so beiläufig, als wäre es ein Akt der Mildtätigkeit, dass er ihr diese eine Woche gewährte. »Mrs. Van, meine Haushälterin, wird Ihnen beim Hinausgehen die zweite Dosis des Medikaments aushändigen. Meine Kutsche wird Sie nach Hause bringen. Sie erhalten eine Kopie des Vertrags.«

»Also steht die zweite Dosis der Medizin schon bereit«, kommentierte Leena, fast abgestumpft. Sie konnte kaum noch den

Kopf heben. »Sie wussten von Anfang an, dass ich Ihren Bedingungen zustimmen würde, nicht wahr?«

»Ja, Madam. In meiner Branche ist es gefährlich, seinen Kunden zu gestatten, einen zu überraschen.«

»War es eine Lüge?«, fragte sie, den Blick auf ihre Hände gesenkt. Sie waren rot und rissig von ihrer derzeitigen Arbeit als Wäscherin – die einzige Arbeit, die sie hatte finden können. Sie widerstand dem Drang, sie zu verstecken. »Als Sie mir gesagt haben, ich sei eine der wenigen, die aus Güte zu Ihnen kommen?«

Ihre Wangen glühten. Sie hielt sich für ziemlich unempfindlich, was Schmeicheleien betraf, doch ein Teil von ihr *hatte* ihm geglaubt und war stolz darauf gewesen.

Er antwortete, ohne zu zögern: »Ich fürchte ja. Wir alle helfen anderen und verletzen sie gleichermaßen. Es ist nichts Besonderes, jemand anderen retten zu wollen.« Er ging um seinen Schreibtisch herum zur Tür, als wäre er in Gedanken schon bei wichtigeren Angelegenheiten. Doch bevor er hindurchtrat, drehte er sich noch einmal zu ihr um. »Wenn es ein Trost ist, Sie waren in der Tat die Erste, die mich überrascht hat.«

Es war kein Trost. »Und wenn die Medizin nicht wirkt? Wenn Rami schon zu krank ist?«

Der Saint winkte ab, als wäre dies nur ein unbedeutendes Ärgernis. »Dann werde ich sein Leben in Gold aufwiegen.«

»Sein Leben kann nicht in Gold aufgewogen werden. Das funktioniert bei keinem Leben.«

»Aber natürlich tut es das, Madam.« Kurz flackerte sein Blick zu der Uhr an seiner Brust, dann zu dem Vertrag. »Sie haben gerade den Preis festgelegt.«